

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 10 (1934-1935)
Heft: 12

Artikel: Der Weg zur Ehe
Autor: Guggenbühl, Adolf
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1066149>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

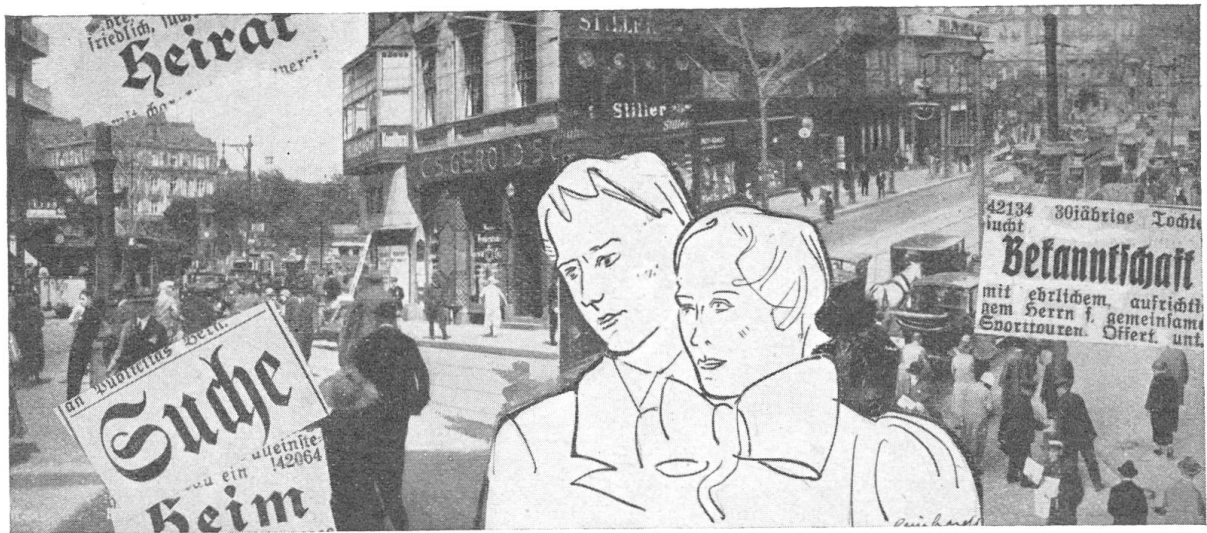
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 04.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



DER WEG ZUR EHE

Von Adolf Guggenbühl

Illustration von Albert Reinhardt

Es ist charakteristisch für die Begriffsverwirrung der Gegenwart, dass heute viele den Unterschied zwischen einer Ehe und einem Verhältnis nicht mehr recht begreifen. Sie sehen in der Ehe nichts anderes als ein legalisiertes Verhältnis. Durch Erfüllung gewisser Formalitäten haben ein Mann und eine Frau das Recht erlangt, ungestört durch staatliche Eingriffe zusammen leben zu dürfen.

Aber das Führen eines gemeinsamen Haushaltes macht noch keine Ehe aus. Es fehlt etwas, das Entscheidende: der Wille zur dauernden Lebensgemeinschaft.

*Im Namen der Heiligen Dreieinigkeit:
Gott-Vater, Sohn und Heiliger Geist.
Hier geb' ich Dir ein Pfand, das zwischen
Dir und mir
Soll sein ein ewig Pfand, ein Zeichen
unserer Liebe,
Im Wohl und üblen Stand, im Kreuz, in
Freud und Leid,
Dich liebend für und für, bis mich der Tod
wegscheidet.
Und wie ich mich für Dich tu', solcher
Weis verschreiben,
So hoff ich, dass Du mir auch werdest treu
verbleiben,
Mich lieben bis in Tod, ja, bis ins Grab
hinein,
Und so denn werden wir gewiss gesegnet
sein.*

*Der segensvolle Gott verbindet uns
zusammen.*

*Nun lass uns beiderseits aufrichtig sagen:
Amen.*

Heinrich Egli und Anna Wunderli.

So lautet ein zürcherisches Eheversprechen aus dem Jahre 1830.

Nur wer in diesem Geist einen Bund eingeht, schliesst eine rechte Ehe. Der Wille der Partner, nicht der Trauschein, schafft eine Ehe.

Nicht der Buchstabe entscheidet

Es gibt viele Heiraten, die nichts anderes als staatlich anerkannte Verhältnisse sind, und es gibt andererseits manchmal ein freies Zusammenleben von Mann und Frau, das eigentlich den Namen Ehe verdiente.

Wenn zum Beispiel ein Ehegatte infolge der Gesetzgebung seines Landes nicht geschieden werden kann, obschon der andere Teil unheilbar geisteskrank ist, dann mag es vorkommen, dass er zur Selbsthilfe greift, sich einen neuen Lebensgefährten wählt. Ohne sich juristisch wieder zu verheiraten, geht er eine neue Ehe ein.

Oder ein anderes Beispiel: In Frankreich verliert die Witwe eines im Weltkrieg Gefallenen im Moment der Wieder-

verheiratung ihre Pension. In jenen Kreisen, wo die wirtschaftlichen Verhältnisse die Menschen zwingen, mit jedem Franken zu rechnen, kommt es deshalb oft vor, dass eine solche Kriegswitwe dem Staat ihre Wiederverheiratung nicht bekannt gibt, eben, um der Pension nicht verlustig zu gehen.

Wenn anderseits in Amerika ein Student und eine Studentin mit der gegenseitigen Absicht heiraten, nach einem Semester, oder sobald einem der beiden das Zusammenleben verleidet ist, auseinanderzugehen, das heisst sich scheiden zu lassen, dann handelt es sich im Grund um nichts anderes als um ein legalisiertes Verhältnis, um eine Scheinehe.

Wer mit dem Hintergedanken heiratet: « Wenn es nicht geht, kann ich mich ja immer noch scheiden lassen », hat das Wesen der Ehe nicht erfasst. Er würde besser überhaupt nicht heiraten. Es muss immer wieder gesagt werden: ohne Bindung kann keine Gemeinschaft entstehen. Gerade das Erfordernis der bedingungslosen Hingabe des Ich macht ja die Grösse der Gemeinschaft aus, des Staates wie der Ehe. Auch der Staatsbürger ist auf Gedeih und Verderb mit seinem Lande verbunden. Er kann nicht, wenn Gefahr droht, plötzlich aus dem Staatsverband austreten. Darin lag und liegt auch die Kraft der religiösen Orden, dass sich ihre Glieder bedingungslos verpflichten, bedingungslos, das heisst ohne ein Hintertürchen offen zu lassen. Dazu braucht es Mut, Zivilcourage. Auch zum Heiraten braucht es Mut, nicht nur für den Mann, auch für die Frau. Kein Wunder, dass viele diesen Mut nicht aufbringen, dass sie sich drehen und wenden. Sie möchten wohl, aber sie möchten doch nicht. Sie möchten den Fünfer und das Weggli, heiraten und doch ledig bleiben. Es ist kein Zufall, dass gerade dem Menschen des individualistischen 19. Jahrhunderts der Gedanke der dauernden Ehebindung unheimlich wurde. Alle möglichen Theorien wurden aufgestellt, alle möglichen Ehereformen vorgeschla-

gen, welche im Grunde darauf ausgingen, die Unbedingtheit der Ehe zu zerstören. Damit aber haben sie den Kern der Ehe selbst angegriffen. Es gibt hier kein Sowohl – als auch, es heisst: Entweder – Oder. Heiraten ist gefährlich, auch im besten Falle bleibt es ein Abenteuer. Der Einsatz ist gross, aber der Preis ist ihn wert. « Und setzet Ihr nicht das Leben ein, nie wird Euch das Leben gewonnen sein! »

Der Sinn der Verlobung

Weil die Schliessung einer Ehe für beide Teile eine so überaus wichtige Entscheidung ist, wurde in unserm Kulturgebiet eine Institution geschaffen, welche die Risiken erheblich vermindert. Das ist nicht die Probeehe, sondern die auf grosser psychologischer Einsicht begründete Einrichtung des Verlöbnisses. Für viele Menschen besteht die einzige Möglichkeit, sich über ihr eigentliches Wollen klar zu werden, darin, dass sie irgendeine Entscheidung fällen. Zwei junge Leute lieben sich. Sie sind sich aber nicht klar darüber, ob die Liebe so stark ist, dass sie als Fundament einer Lebensgemeinschaft ausreicht. Wenn sie sich nun verloben, so ist die befreiende Tat geschehen. Dann bekommen sie, mehr als durch jahrelanges Nachdenken, Klarheit darüber, ob der Entschluss richtig oder falsch war.

Soll das Verlöbnis aber seine eigentliche Funktion erfüllen, so darf es nicht heimlich sein, sondern soll in den üblichen Gesellschaftsformen erfolgen. Nur dann wird es unter allen Umständen von den Beteiligten genügend ernst genommen.

Ich halte es für sehr bedauerlich, dass das althergebrachte Verlöbnis ausser Mode gekommen ist. Das Verlöbnis ist nicht, wie viele junge Leute meinen, ein konventioneller Brauch, der Onkel und Tanten wegen eingerichtet. Nein, es ist eine Einrichtung, die in erster Linie im Interesse der Ehegatten selbst geschaffen wurde. Die Verlobung ist eine Zeit der

gegenseitigen Prüfung und der Selbstprüfung. Sie erfüllt ihren Zweck als Sicherheitsventil viel besser als eine Probeehe. Die Vorstellung, man müsse zusammenleben, um sich richtig kennenzulernen, gründet auf einer zu materialistischen Auffassung der Ehe, vor allem auf einer Überschätzung der Bedeutung der Sexualität als Ehegrundlage. Es ist durchaus nicht nötig, sogar gefährlich, wenn junge Menschen glauben, ausprobieren zu müssen, ob sie auch sexuell zusammenpassen. Es wird ihnen im Gegenteil leichter fallen, ihr gegenseitiges Wesen zu erkennen, wenn sie keine sexuellen Beziehungen pflegen. Die geschlechtliche Anziehung zaubert oft eine Fata Morgana, welche in der Realität des Lebens zerrinnt. Sie gaukelt ein Sichverstehen vor, das vielleicht gar nicht da ist. Damit, dass zwei Liebende sexuell gut miteinander harmonieren, ist noch nicht der geringste Beweis dafür erbracht, dass sie wirklich zusammenpassen. Abgesehen davon sind die gesellschaftlichen und tatsächlichen Risiken einer solchen Verbindung ganz ungleichmässig verteilt, sie liegen fast ausschliesslich auf den Schultern der Frau.

Während von gewissen Ehereformen das Zusammenleben Unverheirateter empfohlen wird, um Ehefehlentscheidungen zu verhindern, zeigt die Praxis immer wieder, wie gerade dieses Zusammenleben besonders geeignet ist, solche Fehlentscheidungen nach sich zu ziehen.

Unterm Besen getraut

Ein Beispiel: Ein Bildhauer meiner Bekanntschaft lernt in Paris ein braves Mädchen des französischen Mittelstandes kennen. Die Eltern führen eine kleine Papeterie, wo der junge Schweizer gelegentlich Bleistifte kauft. Das freundliche und doch tüchtige Wesen des Töchterchens, das im Laden mithilft, gefällt ihm. Er lädt es ins Kino, zu Sonntagsausflügen ein. Das Mädchen ist ihm auch zugetan, aber die Eltern sind konservative Bürgersleute und stellen ihn vor die Entscheidung: entweder wird die Toch-

ter geheiratet, oder die Beziehungen werden abgebrochen. Der junge Schweizer entschliesst sich schweren Herzens zum letztern. Das Mädchen ist hübsch, und es besitzt sicher alle Voraussetzungen, eine gute Frau und Mutter zu werden. Aber er ist noch so jung. Soll er sich jetzt schon für sein ganzes Leben binden? Die ganze Welt steht ihm noch offen. Wer weiss, wo ihm noch das Glück lacht! Soll er sich jetzt schon dauernd an eine Frau fesseln?

So bricht der Bildhauer also die Beziehungen ab. Da er sich aber in der Grossstadt einsam fühlt, beginnt er eine Liaison, die scheinbar weniger Konsequenzen hat. Er geht ein Verhältnis mit einem Modell ein, das nicht von Vater und Mutter behütet ist und deshalb nicht vom Heiraten spricht. Sie zieht zu ihm in das kleine Atelier, und der Himmel hängt voller Geigen. Doch nach zwei Jahren trabt der Freiheitsliebende dennoch zum Standesamt. Seine Eltern, die gegen die Heirat sind, sind allerdings nicht anwesend. Zwei Pariser Zufallsbekannte sind Trauzeugen, und ein Mittagessen beim Marchand de Vin, bei dem es viel Alkohol braucht, um eine forcierte Fröhlichkeit zu erzeugen, ist die ganze Hochzeitsfeier. Und dann beginnt für den jungen Mann ein Höllenleben mit einer Frau, die in keiner Weise zu ihm passt. Er, dem die Freiheit das höchste Gut war, fällt nun in die schlimmste Sklaverei, die es für einen Mann geben kann, an einen andern Menschen gekettet zu sein, zu dem jede innere Beziehung fehlt.

Ein Fall, der sich in seiner Banalität dutzendweise wiederholt. Es braucht nicht einmal immer ein Kind zu kommen. In vielen Fällen ist es einfach so, dass das Mädchen den Mann doch gern bekommt und es, da der Wille der Frau nach Sicherung geht, nun trotz der ursprünglichen Abmachung aufs Heiraten drängt. Geht der Mann darauf nicht ein, so macht er seine Freundin unglücklich. Heiratet er sie aber aus Gutmütigkeit, so kommt es selten gut heraus, denn man

soll nie aus Mitleid eine Ehe eingehen.

Erfahrungsgemäss wird sich übrigens die Frau für die erlittene Demütigung in der spätern Ehe rächen. Sie wird es dem Manne nie verzeihen, dass er sie nicht aus freien Stücken geheiratet hat, sondern dass sie gezwungen wurde, ihn sozusagen mit List oder Gewalt zu erbeuten.

Verhältnisse fangen gut an und hören schlecht auf. Ausnahmen bestätigen die Regel.

Dabei scheint es mir allerdings nötig, beizufügen, dass man die Entscheidung darüber, was jemand zu tun und lassen hat, in einer zivilisierten Gesellschaft dem einzelnen Menschen überlassen sollte. Es steht den Aussenstehenden nicht an, in solche subtile Angelegenheiten, wie sie die Beziehungen zwischen Mann und Frau darstellen, einzugreifen und unter dem Deckmantel der Wahrung der öffentlichen Moral eine unerträgliche Tyrannei auszuüben. Wie es überhaupt in Dingen der Moral nicht ansteht, über andere zu Gericht zu sitzen. Richtet nicht, auf dass Ihr nicht gerichtet werdet!

Die Wahl des Gatten

« Schon lang konstatieren Pädagogen, Sozialfürsorger, kurz alle Kreise, denen das Wohl unseres Volkes am Herzen liegt, mit steigender Besorgnis, in welcher leichtsinniger Weise heutzutage Ehen geschlossen werden. »

Wir hören solche Alarmrufe fast wöchentlich in Vorträgen, lesen sie fast täglich in Broschüren und Zeitungen. Aber mit dem blossen Klagen ist es nicht getan. Wenn wir uns fragen, was geschieht denn von Seiten der Gesellschaft, um die äussern Voraussetzungen zu schaffen, damit die Wahl des Ehepartners unter möglichst günstigen Bedingungen vor sich geht, so müssen wir leider antworten, nichts, gar nichts.

Die Organisation des Heiratsmarktes, um das etwas unschöne Wort zu gebrauchen, ist eine der wichtigsten Aufgaben jeder Zivilisation. Es ist ein schlimmes Zeichen für uns, dass diese Organisation

einer fast totalen Auflösung anheimgefallen ist.

Früher waren es, wenigstens in bestimmten Klassen der Bevölkerung, hauptsächlich die Eltern, welche die zukünftigen Ehegatten ihrer Kinder bestimmten. Man war der Ansicht, die jungen Leute hätten unmöglich die nötige Lebenserfahrung, um eine so wichtige Entscheidung allein zu treffen. Der Nachteil dieser Methode lag vor allem darin, dass wirtschaftliche Gesichtspunkte allzu stark in den Vordergrund traten. Für unsere Zeit ist es sicher richtiger, dass die Gattenwahl durch die Beteiligten selbst erfolgt. Das heisst aber nicht, dass die Gesellschaft dadurch der Pflicht entbunden ist, dafür zu sorgen, dass Frauen und Männer im heiratsfähigen Alter Gelegenheit haben, sich unter günstigen Umständen kennen zu lernen. Gegenwärtig fehlt diese Gelegenheit. Wir geben Geld aus für Schulen und Universitäten, für Autostrassen und Kraftwerke, für Kunsthäuser und Bibliotheken, dass aber auf dem Gebiet der Heiratsvermittlung eine grosse kulturelle Aufgabe zu erfüllen wäre, daran denkt niemand. Mit diesen Problemen beschäftigt sich kein Verband und keine politische Partei.

Wie finden junge Menschen heute einen Ehepartner? Auf tausendundeine Art. Sie lernen sich in der Eisenbahn, auf der Strasse, im Kino, in der Sommerfrische, im gemischten Chor, im Bureau kennen. Man hört häufig die Ansicht, die Gelegenheiten zum Sichkennenlernen seien heute viel häufiger als vor dem Kriege. Die gemeinsame Berufstätigkeit und vor allem der Sport ermöglichen einen zwangslosen Verkehr der Geschlechter. Das ist aber nur zum kleinsten Teil richtig. Im Gegenteil, der durch die allgemeine Gemeinschaftszerstörung bedingte Zerfall der gesellschaftlichen Anlässe hat es mit sich gebracht, dass Tausende von jungen Mädchen und jungen Männern heute keine Gelegenheit mehr haben, sich kennen zu lernen. Wenn die Eltern einsam leben, wenn die betreffenden jungen Leute schüchtern



Rodolphe Bolliger

Pinselfzeichnung

sind, bringen sie es nicht einmal zu einer oberflächlichen Bekanntschaft mit dem andern Geschlecht. Herzerreissende Tragödien spielen sich ab, von denen niemand etwas ahnt. Man muss ein paarmal Gelegenheit gehabt haben, die Lebens- und Liebesgeschichte eines ältern Fräuleins anzuhören, das sich zuletzt, unter Überwindung unendlicher Bedenken, in einem Alter, in dem es meistens zu spät ist, entschliesst, ein Heiratsinserat aufzugeben, um richtig ermessen zu können, wie schlimm es in dieser Beziehung steht. Viele Frauen bleiben unverehelicht, nicht weil sie nicht heiraten wollen, nicht weil sie nicht hübsch sind, nicht weil sie nicht alle guten Eigenschaften einer Hausfrau und Mutter besitzen, sondern einzig aus dem Grunde, weil ihnen die heutigen gesellschaftlichen Verhältnisse keine Gelegenheit bieten, Männer kennen zu lernen. Das ist ein barbarischer Zustand, ein wahrer Schandfleck unserer Kultur. Da ist ein

eigentlicher Heiratsmarkt, wie er bei gewissen primitiven Völkern üblich ist, bei denen die heiratsfähigen Mädchen sich an einem bestimmten Tage zu einem Fest einfinden, vorzuziehen.

Wie Joggeli eine Frau sucht

Es fehlt aber nicht nur an traditionellen Anlässen, welche es auch den Schüchternen und Alleinstehenden ermöglichen, Anschluss zu finden, auch die Bedingungen, unter denen sich die Ehewahl heute abspielt, sind vielfach ungünstig. Fraue und Chatze muess me nöd bi Liecht chaufe! Hundert Sprichwörter beschäftigen sich mit dem Problem: Wie kann die Täuschung und dadurch die spätere Enttäuschung vermieden werden?

In einer seiner schönsten Erzählungen beschreibt Jeremias Gotthelf, wie Joggeli eine Frau sucht. Als Pfannenflicker verkleidet zieht der junge Bauernsohn von Hof zu Hof. Stundenlang sitzt er in der

Küche und beobachtet die heiratsfähigen Bauerntöchter, wie sie arbeiten, wie sie sich zu den Tieren verhalten, wie sie den Knechten und den Mägden befehlen. So gelingt es ihm, die jungen Mädchen zu sehen, wie sie wirklich sind und nicht wie sie sich geben.

Ich habe früher darauf hingewiesen, dass die ländlichen Knabenschaften ihre Hauptaufgabe darin sahen, die erotischen Beziehungen zwischen den Geschlechtern zu organisieren. Sie schufen eine Gelegenheit, sich kennen zu lernen, die ausserordentlich weit ging und nur deshalb möglich war, weil die Gemeinschaft eventuelle Übergriffe des einzelnen hart bestrafte.

« Nach meiner Ansicht », schrieb der Berner Bauer Jakob Rüfenacht in einem Artikel: « Uns macht die Liebe nicht blind », der vor einigen Jahren im « Schweizer-Spiegel » erschien, « ist der Kiltgang eine schöne, aber auch eine gefährliche Sache. Für charakterfeste Leute ist er ein unschätzbares Mittel, das andere Geschlecht kennen zu lernen ... Ob die Mädchen wissen, dass so ein Nachtbubenbesuch einer strengen Inspektion gleichkommt? So verliebt wie die Nachtbuben aussehen, sind sie meistens nicht. Neben den Kiltversen und Liebessprüchen haben sie meistens noch viel andere, ganz praktische Gedanken im Kopfe, gilt doch meistens der erste Blick mehr der allgemeinen Ordnung im Zimmer, als dem Mädchen. » Er erzählt dann auch, wie bei diesen Kiltgängen nicht diejenigen Mädchen im Urteil der Nachtbuben am besten abschneiden, die zu den Knaben besonders entgegenkommend sind, sondern gerade die, welche es verstehen, allzu Aufdringliche in ihre Schranken zu weisen.

Willst du eine Tochter han, sieh zuerst die Mutter an!

Mit der Zerstörung der Knabenschaften ist auf dem Land ein wichtiges Instrument der richtigen Gattenwahl verschwunden. Trotzdem liegen dort die Verhältnisse insofern günstiger als in den

Städten, als sich die meisten Leute wenigstens einigermaßen kennen. Man ist miteinander in die Schule gegangen, man weiss, was die Eltern treiben. Die grosse Gefahr in städtischen Verhältnissen liegt heute darin, dass die jungen Leute ihre Ehepartner losgelöst von ihrer Familie kennen lernen. Wenn man sich aber ein richtiges Bild eines Menschen machen will, muss man ihn in seiner gewohnten Umgebung, im Verkehr mit seinen Kameraden, seinen Eltern, seinen Geschwistern sehen. Skitouren und Mondscheinpromenaden sind nicht der richtige Hintergrund.

Heirate über den Mist, so weisst du, wer sie ist.

Heute werden sehr viele Heiraten geschlossen, bei denen die jungen Leute nicht einmal die zukünftigen Schwiegereltern kennen. Es ist aber eine Wahnidee des individualistischen 19. Jahrhunderts, wenn man meint, ein Mensch könne losgelöst von seiner Familie beurteilt werden.

Heute sind nun leider die frühern traditionellen Formen, in denen sich die Annäherung der Geschlechter abwickelte, zerschlagen worden, und dadurch ist die Beurteilungsmöglichkeit unendlich erschwert. Vor dem Kriege gab es noch in den meisten kleinern und grössern Städten der Schweiz Tanzanlässe, wo die heiratsfähigen jungen Leute traditionsgemäss zusammenkamen. Unter den Augen der Eltern spielten sich die ersten Annäherungsversuche ab. Wenn ein junger Mann an einem jungen Mädchen Gefallen fand, so wurde er nach einigen Tänzen gebeten, sich an den elterlichen Tisch zu setzen. Am folgenden Sonntag erfolgte dann eine Einladung zur Kaffevisite.

Sicher, die Vorstellung der alles mit Argusaugen bespähenden Ballmütter hat für uns etwas leicht Komisches. Das sollte uns aber nicht dazu verleiten, das Gute, das die frühern Formen in sich bargen, zu übersehen. In andern Ländern, zum Beispiel in den Vereinigten Staaten, wo sich überhaupt viele gute Traditionen,

die bei uns zerstört wurden, erhalten haben, sind die Bedingungen des Sichkennnlernens auch heute noch viel günstiger. In bürgerlichen Verhältnissen gehören die meisten Familien einem Club an, der jährlich mehrere Tanzanlässe veranstaltet, bei denen sich die jungen Leute auf gesunde Weise kennen lernen. Nicht nur in der sogenannten guten Gesellschaft, sondern auch im Bürgertum hat sich die Sitte der sogenannten Debütantinnen erhalten, das heisst in einem bestimmten Alter, mit 17 oder 18 Jahren, können die jungen Mädchen den ersten Ball besuchen, oder es wird vielleicht ein Tanzfest für sie veranstaltet, ein Überbleibsel einer bei vielen Völkern verbreiteten Zeremonie, durch welche bekannt gegeben wird, dass das junge Mädchen nun das heiratsfähige Alter erreicht hat. Die Atomisierung aller Gemeinschaften hat bei uns solche Gesellschaften an den meisten Orten zerstört.

Vor allem leistet in den Vereinigten Staaten die Kirche in gesellschaftlicher Beziehung Grosses. Die Kirchgemeinde ist das eigentliche soziale Zentrum. An den von ihr veranstalteten Ausflügen und Unterhaltungsabenden haben die jungen Leute Gelegenheit, auf natürliche und anständige Weise miteinander in Beziehung zu kommen. Die Eltern kennen sich gegenseitig, und so wissen auch die jungen Leute zum mindesten, mit wem sie es zu tun haben.

Wie unendlich schwieriger haben es bei uns die Ehelustigen, welche an irgendeinen Kurort reisen in der Hoffnung, einen Ehepartner zu finden! Vor allem für die Frauen hat dieser Weg oft etwas Unangenehmes und sehr oft etwas Gefährliches. Wenn es irgendwo schwierig ist, einen Menschen beurteilen zu können, so dann ganz gewiss in der Scheinwelt des Hotellebens.

Eine soziale Pflicht

Der Wiederaufbau von Institutionen, welche eine Ehevermittlung ermöglichen, ist eine der grossen Aufgaben der Gegenwart. Vor allem die Lehrer und die Pfarrer hätten in dieser Beziehung eine schöne Aufgabe. Aber jeder von uns sollte in dieser Richtung tätig sein. Es galt früher als selbstverständliche Pflicht jedes Familienvaters, nicht nur seinen eigenen Kindern Heiratsmöglichkeiten zu schaffen, sondern sich auch seiner Nefen und Nichten anzunehmen. Das geschah in vielen Fällen einfach dadurch, dass er junge Leute zu sich einlud und ihnen so Gelegenheit gab, sich kennen zu lernen. Vor allem die Frauen könnten hier segensreich wirken, entspricht doch das Eheschmieden einer tiefen Neigung der weiblichen Natur.

Natürlich muss man sich hüten, Schicksal spielen zu wollen. Selbstverständlich bleibt die Verbindung von zwei Menschen in letzter Linie etwas Geheimnisvolles. Kein Aussenstehender kann begreifen, wieso es kommt, dass ein Mann unter hunderten von Frauen plötzlich eine sieht, bei deren Anblick ihn der Gedanke durchzuckt: die und keine andere. Es ist wohl so, dass jedes Mädchen, jeder Mann, ein Idealbild in sich trägt. Wenn nun jemand auftaucht, der diesem Idealbild mehr oder weniger entspricht, so drängt die Sehnsucht nach Erfüllung. Ob ein Mann und eine Frau zusammenpassen, kann kein Psychologe der Welt voraussagen. Das müssen die beiden selbst wissen. Die Liebe bleibt immer rätselhaft. Pflicht der Gesellschaft ist aber, solche äussern Bedingungen herzustellen, dass die richtige Wahl möglichst erleichtert wird.

Dies ist der fünfte einer Serie von Artikeln über «Zerfall und Erneuerung der Gemeinschaft». Ein weiterer Beitrag erscheint in einer der nächsten Nummern